



Katja Suding (46), geboren im niedersächsischen Vechta, war von 2011 bis 2017 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft und dort Vorsitzende der damaligen FDP-Fraktion. Von 2014 bis 2021 war sie Landesvorsitzende ihrer Partei und von 2015 bis 2021 stellvertretende Bundesvorsitzende. 2017 wurde sie in den Deutschen Bundestag gewählt, 2020 beschloss sie, für keine politischen Ämter mehr zu kandidieren. Nach einer Zeit der Neuorientierung, die sie unter anderem auf einer Farm in den USA verbrachte, ist die Kommunikations- und Politikwissenschaftlerin heute freiberuflich als Autorin und Beraterin tätig. Im Verlag Herder erschien ihr Buch »Reißleine – Wie ich mich selbst verlor – und wiederfand«.

ICH SELBST SEIN

Als ich 2011 für die Hamburger Bürgerschaft kandidierte, hatte ich eine ganz klare Agenda: Ich wollte als Politikerin etwas bewegen, liberale Positionen – etwa die Freiheit und die Entfaltungsmöglichkeiten des Einzelnen – sichtbar machen, ganz besonders im Bildungsreich. Ich glaube einfach an die Kraft, Kreativität, Eigeninitiative und Verantwortung, die in jedem Einzelnen von uns steckt, auf ganz individuelle Weise. Dafür bin ich angetreten. Dafür bin ich gern über persönliche Schatten gesprungen: etwa, wenn es darum ging, vor großem Publikum eine Rede zu halten oder es auszuhalten, dass ein politisches Aushängeschild der Medien 2011 despektierlich titelte: »Westerwelles next Topmodel«. So von Autoren beschrieben zu werden, die nie ein Wort mit mir gewechselt hatten und gar nicht wussten, wo ich politisch stand, das gefiel mir natürlich ganz und gar nicht. Aber ich wusste: In den sauren Apfel musst du jetzt beißen.

Wie in viele andere auch. Zum Beispiel musste ich erkennen und akzeptieren, dass der innerparteiliche Kampf um Macht, Posten und Einfluss deutlich härter und brutaler ist als die Auseinandersetzungen mit dem politischen Gegner und dass manche Politiker sich nicht zu schade sind, diese Gefechte unterhalb der Gürtellinie auszutragen. Schwer erträglich waren auch manche Meetings, die von politischen Selbstdarstellern endlos in die Länge gezogen wurden und mir kostbare Zeit raubten. Arbeitszeit, aber auch Lebenszeit. Tatsächlich waren die allermeisten meiner Kolleginnen und Kollegen sympathisch und verständnisvoll. Aber wie ein Tropfen Öl eine ganze Badewanne voll Wasser verunreinigen kann, so reichten sehr wenige Menschen aus, um mir das Leben in der Partei an manchen Tagen zur Hölle zu machen.

Dabei führte ich, von außen betrachtet, ein schönes und erfolgreiches Leben. Aber zufrieden und glücklich war ich damit nicht. Stattdessen fühlte ich mich immer einsamer, weil ich

kaum noch das Gefühl hatte, von Menschen umgeben zu sein, die mich kannten und mich um meiner selbst willen mochten. Inmitten der schillernden und scheinbar so glitzernden Politikwelt schwand mein Selbstwertgefühl immer mehr dahin. Damals sah man mich auf den unterschiedlichsten Veranstaltungen, neben prominenten Persönlichkeiten, im Abendkleid, feiernd. Und immer strahlend. Wer sich diese Bilder anschaut, kann den Eindruck bekommen, dass mein Leben damals eine einzige große Party war. Was für ein Kontrast zu dem, wie ich mich wirklich fühlte, wie es wirklich in mir aussah.

Irgendwann konnten meine politischen Erfolge nicht mehr darüber hinwegtäuschen, dass ich mich als Mensch verändert hatte. Ich war ständig erschöpft und gestresst, manchmal verlor ich die Nerven und war ungerecht zu meinen beiden Jungs. Das Leben im permanenten Abwehrmodus ließ meinen Schutzpanzer immer stärker anschwellen. Ich hatte die Orientierung verloren, fand keinen Halt mehr und suchte die Maßstäbe meines Handels nicht mehr in mir, sondern im Außen. Immer öfter zog ich mich an einen inneren Rückzugsort zurück. Dort konnte ich aufhören zu grübeln und mir Sorgen zu machen. Ich spürte, dass es eine tiefere Realität gibt, ein Inneres, das von all den Geschehnissen im Außen in keiner Weise beeinflusst ist. Politisch machte ich gerade eine Traumkarriere, aber als ich dachte, dort zu sein, wo ich immer hinwollte, zeigte mir mein Inneres, dass ich mir ein ganz anderes Leben wünschte. Ich war dabei, das Wertvollste zu verlieren, das ich hatte: mich selbst. Als mir das klar wurde – zog ich die Reißleine. Im September 2020 informierte ich Christian Lindner, dass ich im kommenden Jahr für kein politisches Amt mehr kandidieren würde.

In den elf Jahren als FPD-Fraktionsvorsitzende in Hamburg und später als Abgeordnete im Bundestag habe ich es als Privileg und als ehrenvolle Aufgabe empfunden, an Entscheidungen mitzuarbeiten, die für viele Menschen

relevant waren. Ich habe großartige Menschen kennengelernt und politisch spannende Zeiten erlebt. Dennoch war es die richtige Entscheidung, mich aus der Politik zurückzuziehen. Viele hielten das damals für extrem mutig. Sich zu verabschieden, auch wenn man noch keine neue Perspektive hat. Eben nicht zu warten, bis man vom Hof gejagt wird oder Wahlen verliert. Zu gehen, wenn man sich selbst noch nicht ganz verloren hat. Das ging ja nicht nur mir als Politikerin so. Fragen wie diese treiben viele Menschen um: Will ich das noch? Will ich den Preis bezahlen? Ist es das noch wert?

Heute, ein knappes Jahr nach dem Ausstieg, arbeite ich als selbstständige, unabhängige Autorin und Beraterin. Ich bin frei, selbstbestimmt und mit mir im Einklang. Das macht mich sehr, sehr glücklich. Ich habe begriffen: Ich verliere meinen Kompass, wenn ich nicht mit meinem Inneren verbunden, sondern nur noch im lärmenden Außen bin. Und die Politik ist solch ein lärmendes Außen.

Man soll ja niemals nie sagen, aber ich kann mir nicht vorstellen, noch einmal zurück in die Politik zu gehen. Nicht in die Politik, wie sie derzeit ist. Es muss sich innerhalb des Systems etwas ändern, damit politisches Engagement für mehr Menschen attraktiv wird. Ich arbeite gern hart für meine Ziele, und eine Achtzigstundenwoche habe ich für den Erfolg auch hingenommen. Aber es gibt ein großes zeitliches Einsparpotenzial, wenn Politik sich besser und stringenter organisieren würde. Gleichzeitig müssen wir uns fragen, wie wir innerhalb des politischen Wettbewerbs eine Form der Kommunikation etablieren können, die respektvoller und menschlicher ist, als Politiker und Politikerinnen das in ihrem Alltag derzeit erleben.

Aber auch als Gesellschaft müssen wir uns hinterfragen: Wie wollen wir zukünftig mit Menschen umgehen, die willens sind, in diesem Land Verantwortung zu tragen? Hart in der Sache zu diskutieren und für einen Standpunkt in den Medien kritisiert zu wer-

den – damit habe ich nie ein Problem gehabt. Das ist so und das muss so sein. Aber in der Berichterstattung geht es nicht immer um die besseren Argumente, sondern oft nur noch um Abrechnungen. Nehmen wir zum Beispiel die Hochzeit von Christian Lindner auf Sylt. Wen geht es etwas an, wo, wie und mit welchen Gästen ein Mann seine Hochzeit feiert? Es gibt Dinge, die sind privat und müssen privat bleiben. Gerade dann, wenn schon die gesamte Arbeit permanent auf dem öffentlichen Prüfstand steht.

AUFGEZEICHNET VON ANNETTE LÜBBERS

